

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 Pfg., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährl. 4 Pfg., monatl. 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Telephon: 18998.
Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabenden).

Inserate kosten die 6gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorbehalt 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Zeilen von Prospekten ist 3.50 M. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 M. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluss der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telephon: 2721.

Tageskalender.

Nach den neueren Nachrichten über die Hochwasserkatastrophe nimmt das Unglück einen immer unheimlicheren Umfang an.

Im Reichstag erklärte Bethmann-Hollweg, daß die Entnahmen aus den Vollerträgen zur Bekämpfung der Witwen- und Waisenversicherung absolut unzureichend sind.

Der Oldenburger Landtag beschloß mit Unterstützung des Zentrums die Einführung eines Pluralwahlsystems.

Der österreichische Reichsrat ist gestern unter starken Tumulten geschlossen worden.

Was nun?

Leipzig, 6. Februar.

Die Debatten der letzten beiden Tage in der Finanzkommission des Reichstags haben auch den letzten Zweifel über das Schicksal der Nachlasssteuer beseitigt — die *conditio sine qua non*, die „unerlässliche Voraussetzung“ der ganzen Reichsfinanzreform, wie sie von Herrn Sydow bezeichnet worden war, ist tot, mausetot. An diesem Schicksal vermögen auch die schönsten und eindringlichsten Reden der einzelstaatlichen Finanzminister, die als „Kampfruppe“ des Reichsschatzsekretärs Mann für Mann nach Berlin geeilt waren, nichts mehr zu ändern. Die Kurat der Bestehenden vor der Aufhebung ihrer traditionellen Steuergewalt hat den Ausschlag gegeben; das „gemeingefährliche“ Steuerprojekt, das den Beamten des Staats Einblick verschafft hätte in das am eiferstichtigsten gehütete Geheimnis der christlich-germanischen Bourgeois- und Junkerfamilie — das Geheimnis ihrer finanziellen Einkünfte — mußte gewahrt werden, koste es was es wolle. Dieselben kapitalistischen Parteien, die erst vor zwei Jahren im größten deutschen Bundesstaat es durchsetzten, daß für alle niederen Einkommen bis zu 3000 M. der Deklarationszwang der Unternehmer für ihre Angestellten und Arbeiter eingeführt wurde, damit dem Vater Staat auch nicht ein Pfennig Steuer verloren ginge, dieselben Parteien betrachten es als ihr unüberäußerliches Recht, den Staat alljährlich um Millionen zu betrügen. Für sie ist der Staat nichts andres als eine Organisation zur Verfechtung der Klasseninteressen der Besitzenden, und so ergab sich schon einfach aus dieser Auffassung des Staatsgedankens heraus die selbstverständliche Notwendigkeit der Ablehnung des Sydowschen Steuerprojekts. Die Aufhebung der junkerlichen und kapitalistischen Steuergewalt hätte das „Staatsinteresse“ gefährdet, das Interesse des Staats, der keine andre Aufgabe kennt, als die Geschäfte der herrschenden Klassen zu besorgen und die unterdrückten Massen niederzuhalten.

Wenn man die Dinge von dieser Seite betrachtet, kann das übereinstimmende Verhalten sämtlicher großen bürgerlichen Parteien nicht wunder nehmen. Es müßte Herrn Sydow nicht, daß ihm sein preussischer Kollege Saffurs leiste und zahlenmäßig den Nachweis für die skrupellose Demagogie der konservativ-ultramontan-nationalliberalen Patrioten erbrachte. Herr Rheinbaben zeigte an der Hand der neuesten statistischen Arbeiten, daß von den rund 1 201 000 landwirtschaftlichen Betrieben überhaupt nur 220 000, also noch nicht einmal der fünfte Teil, von der Nachlasssteuer getroffen würden, und daß auch auf diesen geringen Prozentfuß steuerpflichtiger Betriebe noch die denkbar größte Rücksicht genommen sei. Er wies nochmals darauf hin, daß bei einem bäuerlichen Nachlaß in reinem Werte von 100 000 M. nur eine auf 10 Jahre verteilte Rente von jährlich 85 M., bei 2 Millionen von 1236 M. zu entrichten sei. Er machte mit diesen von der bange Sorge um die bundesstaatlichen Finanzen diktierten Ausführungen ebensowenig Eindruck, wie sein bairischer Kollege v. Pfaff und alle andern Regierungsvertreter. Die Abgeordneten der großkapitalistischen Parteien ließen sich in ihrer Opposition durch die mehr oder minder sanften ministeriellen Ermahnungen und Beschwörungen so wenig beirren, wie die preussischen Junker seinerzeit bei den Debatten über den Mittelkanal durch die Drohung; Gebaut wird er doch! Wenn der Geldbeutel der Bestehenden in Frage kommt, hört eben, zum Geheimen Kommissar der freisinnigen Blätter, die Regierungsfortschrittlichkeit und alle Rücksicht auf den Bestand des Plochs auf. Die Vertreter der Krant- und Schlotjunker konnten sich diese Rücksichtslosigkeit um so unbefangener leisten, als die Müller und Bachwider auch diesen Fußtritt nach allgewohnter Freisinnigkeit mit dem Hinterteil parieren und auch die Regierung nach dem Dampfer, den die Junker jenseit erst Herrn Bülow aufgesetzt haben, sich wohl hüten wird, das Wort von der *conditio sine qua non* aufrechtzuerhalten.

Es mag dem Junker v. Rheinbaben gewiß schwer geworden sein, seinen Junkerengenossen die Annahme der Regierungsvorlage zu empfehlen. Die Finanznot des Reichs und der Einzelstaaten mußte schon ganz verzwiefelt liegen, ehe sich die Bülowregierung entschloß, von dem altüberlieferten Grundlag der ausschließlichen Ausbringung aller Reichsbedürfnisse durch indirekte Steuern auch nur um Haaresbreite abzugeben. Zwar war dieses Prinzip schon 1906 durch die Einführung der Erbschaftsteuer durchbrochen, doch suchte man sich damals noch zu helfen, indem man sie kurzerhand als indirekt deklarierete. Man hätte sich auch diesmal nicht einen Augenblick geniert, die halbe Milliarde Neuforderungen ausschließlich der großen Masse aufzuerlegen, wenn nicht die liberalen Blochparteien einen Räder zum Wählergimmesang gebracht hätten. Diesem edlen Zweck sollte die Nachlasssteuer dienen, von der Herr Sydow in seiner kindlichen Naivität glaubte, daß sie bei ihrer vollkommenen Un-

gefährlichkeit schließlich auch die Billigung der Junker finden würde. Er hatte sich freilich in seiner Tagierung der kapitalistisch-junkerlichen Opferwilligkeit ganz gehörig getäuscht, und so fiel denn Herrn Rheinbaben gleichzeitig die Aufgabe zu, den Jörn der über die Sydowsche Zustimmung aufs äußerste aufgebracht Patrioten zu besänftigen. Er tat das denn auch in weiserlicher Weise, indem er die „edlen Motive“ der agrarisch-industriellen Steuerdefraudanten vries und versicherte, die breiten Schichten des Volks könnten noch stärkere indirekte Lasten tragen, da sie durch die sozialpolitische Gesetzgebung „genügend gefräftigt“ seien. Herr v. Rheinbaben steht auf dem Standpunkt der Staatsmänner in der Periode des Merkantilismus, die den Reichtum des Landes zu hebeln suchten, um auf diese Weise immer größere Steuerentlagen aus dem Volke herauspressen zu können. So hat auch für Herrn Rheinbaben die sozialpolitische Gesetzgebung vor allem den Zweck, die Arbeiterklasse zu „kräftigen“, damit sie dann um so ergiebiger für die Zwecke der herrschenden Klassen zur Uder gelassen werden kann. Daß er bei solchen Grundfäden des vollen Beifalls aller „staats-erhaltenden“ Elemente sicher ist, bedarf keiner besonderen Erwähnung, nur sollte Herr Rheinbaben seine ostelbischen Freunde so weit kennen, um sich von vornherein der Mission zu entschlagen, daß er sie damit veranlassen könne, ihre „ungerechtfertigten“ Bedenken auf dem Mar des Vaterlands zu opfern“. Die Junker argumentieren gerade entgegengesetzt und sehen in der „Kräftigung“ des Volks nur einen Grund mehr, auch die 80 Millionen der Nachlasssteuer noch der großen Masse aufzubürden. Unter dem Schutze dieser einschüchternden Junkerlogik wagten sich denn schließlich auch die nationalliberalen Windfahnenpolitiker mit ihren bisher im tiefsten Bufen verborgenen Wünschen heraus. Sollte die nationalliberale kühnliche Zeitung noch am 30. Januar scharf gegen Konservative und Zentrum polemisiert, die sich so heftig gegen die Belastung des Besitzes in der nun einmal einzigen möglichen Form der Nachlasssteuer spreizen“, und suchte sich ferner die offizielle Nationalliberale Korrespondenz noch vor zwei oder drei Tagen um jede klare Stellungnahme herumzudrücken, so erklärte jetzt, am 4. Februar, auf einmal der nationalliberale Bankdirektor Weber, daß seine Partei gegen die Nachlasssteuer stimmen werde, „weil sie im Trauerfalle nicht von Steuerknüttler in der Familie gestört sein wollten“. Diese gar te Rücknahmemaßnahme auf die von ihm so hochgepriesene „Heiligkeit der Familie“ wird den liberalen Akteuren vor allem Herr Hertel zu danken wissen, der schon vor einigen Tagen konstatiieren konnte, daß wenigstens drei Viertel der nationalliberalen Fraktion Gegner der Nachlasssteuer seien, und nun mit besonderer Obergünstigung die durchschlagende Wirkung seiner ethischen Argumente erneut bestätigt sieht.

Nachdem die Sydowsche Nachlasssteuer endgültig zu Grabe getragen ist, entsteht die Frage: Was nun? Die

Seuilleton.

Karneval.

Ein Sittenroman aus dem Köln des 20. Jahrhunderts von Emil Kaiser.

12]

Kabruud verboten.

„Das kommt davon, wenn man gutmütig ist.“ sagte er zu sich selbst, indem er an den verlassen Tisch zurückging. Er nahm noch einmal Platz, um mit Pohls nicht in der Garderobe wieder zusammen zu treffen. Gleichgültig schaute sein Auge auf das Getümmel um ihn her, das an ausgelassenheit jetzt nichts mehr zu wünschen übrig ließ. Ueberall wurde gelächelt, gelacht, gesungen, geschunkelt und — geküßt, Ueberall blühten Wangen, spitzten sich Lippen, lockten und loderten Blicke. Aber Boden ließ sich nicht locken. Was lag ihm an all diesen lächelnden, girrenden Weibern? Seit Agnes fort war, kam er sich sehr einsam und verlassen vor.

„Nun, du bist auf dem Wege, dich sehr bössartig zu verlieben.“ warnte er sich selbst. Aber er hatte die niederdrückende Empfindung, daß diese Warnung bereits zu spät kam.

Ein eben dem Badischalter entwachsenen Mädchen am Arme von zwei jungen Herren, anscheinend Studenten, trat an den Tisch heran und fragte, ob die Plätze frei seien. Boden nickte bejahend.

„So, hier kann man sich doch mal lassen!“ sagte das junge Mädchen, Platz nehmend. „Endlich allein! Diese ewige Aufsicht selbst Taktmacht, das ist ja lächerlich. Emil, jetzt gib mir mal 'ne Zigarette.“

Einer der Herren erfüllte ihren Wunsch. Sie zündete die Zigarette an und blies den Rauch aus runden Mäulchen zu Boden hinüber. Dann klopfte sie unternehmend mit dem Fächer gegen die Tischkante. „Wein her!“

Auch diesem Verlangen kamen ihre Begleiter nach. Es wurde Sekt gebracht und das prickelnde Getränk behagte dem jungen Schnabel augenscheinlich nur zu wohl.

„Emil, es steigt dir ein Ganzler!“ rief sie und stürzte das Glas hinunter. Ihr Gesicht brannte, die Augen funkelten und die roten Lippen zitterten. Alles an ihr sprühte vor Lust. Sie neckte ihre Begleiter in übermüthiger Weise und suchte auch mit dem Doktor anzubinden.

„Was machst du eigentlich für ein Gesicht? Hast du Magenjammer?“ fragte sie ihn teilnehmend.

„Wenn ich Gesichter machen könnte, dann machte ich dir ein andres.“ entfuhr es dem Verdrießlichen. Er wunderte sich im nächsten Augenblick selbst über seine Unhöflichkeit.

Mit komischem Erschrecken fuhr die Kleine zurück. „Na, der ist aber grob.“ sagte sie. „Da sollte doch ein Schild angebracht werden: Achtung, das Tier beißt.“

„Es war nicht so Löss gemeint, kind.“ fuhr Boden fort, in der Absicht, sie zu versöhnen. „Ich bin heute mal nicht aufgelegt. Als ich so jung war, wie du, kam mir das auch nicht vor.“

„Ja, wenn man alt wird.“ lachte sie. „Du hast ja so recht. Großpapa.“

Von jetzt ab spielte sie in drölicher Weise das Kind, nannte Boden Großpapa, trank noch mehrere Glas Sekt, rauchte noch mehrere Zigaretten und amüsierte sich ganz königlich.

Sie wurde so ausgelassen, so wild, daß Boden sie im Stillen mit einer Mänade verglich. Ihr sinnliches, glüh-

des Gesicht und das in Verwirrung geratene Haar legten den Vergleich nahe.

Sobem hatte die Gruppe der Heiligen-Mädchen und Knechte einen Neigen aufgeführt und die Teilnehmer wurden nun für ihre Leistungen an verschiedenen Tischen mit einem Glas Wein oder einem Trinkgeld belohnt.

Einer der Studenten an Bodens Tisch bot Bieschen, die zufällig in die Nase kam, ein Glas Champagner an. Dankend nahm sie die Gabe entgegen. Während sie dann das Glas langsam ausnippte, rief ihr die kleine Mänade zu:

„Du, ich gebe dir 'ne Mark, wenn du dem Großpapa da einen Kuss gibst.“

„Aber Else —“ mahnte einer ihrer Begleiter.

„Was ist denn dabei? So einem alten Herrn!“ sagte die ausgelassene.

Die Augen des Heiligen-Mädchens schauten über den Rand des Glases weg den Doktor prüfend an.

„Er sah gar nicht übel aus, besonders jetzt, da er wie ein junges Mädchen erröte.“

„Warum nicht?“ sagte Bieschen dann, das geleerte Glas aus den Tisch sendend. Sie trat rasch auf Boden zu, neigte sich zu ihm herab und küßte ihn sacht auf den Mund. Die Anstifterin des Streichs warf sich laut aufschreiend in den Stuhl zurück und patzte vor Vergnügen in die Hände.

„Hier hast du deine Mark.“ rief sie, dem Heiligen-Mädchen das Geldstück zuwerfend. „Aber weißt du, dafür hättest du ihn schon fester küssen können. Soll ich dir mal zeigen, wie man das macht?“

Jetzt wurde dem älteren ihrer Begleiter die Sache doch zu bunt. „Else, du wirst doch nicht! Bist du denn ganz aus dem Verstand?“